

Wir sind heute zu Vollmond auf einer besonderen Jagd. Hier, im jetzt von der Ebbe freigelegten Sand, leben die Sploters. Als wir vor Jahren hierher kamen, hat uns John gezeigt, wie er sie fängt. Er bevorzugt die Tage um den Vollmond, denn da ist der Tidenhub am stärksten und das Meer weit zurückgezogen. Die Sploters sind Würmer, etwa zehn Zentimeter lang, und leben im Wattboden, in senkrechten Röhren, etwa fünf bis zehn Zentimeter tief im Sand. Der Eingang dazu liegt am Grund eines Trichters im Sand. Zuerst zeigte John uns die Trichter, dann kniete er bei einem nieder und und fasste entschlossen und schnell tief in den Sandtrichter hinein. Wir sahen einen Wasserstrahl aus dem Boden spritzen, etwa zwanzig Zentimeter hoch. John fluchte.

– Deshalb nennt man sie Sploters, murmelte er und ging zum nächsten Trichter.

– Sie spucken aus, graben sich damit in den Sand, so tief, dass du sie nicht mehr kriegst. Du musst also wirklich schnell sein, meinte er, als er wieder niederkniete.

Diesmal entkam der Sploter nicht, stolz präsentierte er uns den weißen Wattwurm, dessen Form uns ad hoc an einen Penis erinnerte, im Plastik kübel.

– Ist er tot?, fragte Eva.

– Oh nein, meinte John mit einem Grinsen, er lebt weiter im Sand, das abgerissene Teil hier wächst ihm wieder nach.

Mittlerweile sind wir erfahrene Sploter-Jäger. Die Kübel sind rasch gefüllt. Unsere Hände sind ganz rotkalt vom Jagen im Sand. Es ist wie eine aufgrund der außerordentlichen Umstände erlaubte Sentimentalität, als wir Hand in Hand auf das Meer schauen.

Der Himmel ist eintönig grau. Ein Schwarm Möwen fliegt vorbei. Ihre Schreie wie Gelächter, das uns gilt. Das graue

Meer gischtet überraschend weiß an den beigen Strand. Die Stürme der letzten Wochen haben es graubraun gefärbt, es trägt bunten Verpackungsmüll und Pflanzen, grünes Blattwerk, Gräser, Nadeln, Äste und ganze Bäume vom Festland herüber. Ebbe ist's. Ein paar hundert Meter Meeresboden liegen frei. Wir folgen einem Mäander, der uns durch seinen Lauf weit Richtung offenes Meer hinausführt. Überall Algen, Äste und Müll am Sand. Da ein paar Meter zerfetztes grünes Fischernetz um einen Ast gewickelt. Ich blicke zurück, während Eva das Netz auf seine Wiederverwendbarkeit untersucht, und sehe die sich immer wieder annähernden und entfernenden Linien unserer Tritte im Sand. Eva befreit das Netz – so gut es geht – vom Astwerk und schneidet das Unentwirrbare ab. Da!, sagt sie, und reicht es mir. Ich verwahre es im Rucksack, es wird nützlich sein.

– Wird wohl Sturm geben, meint Eva, den Blick dem Horizont entlang.

– Ja, wäre typisch für den Vollmond.

Der allzu bekannte Weg zurück zum Haus, Eva in ihren gelben Gummistiefeln, ich in meinen blauen. Starker Wind ist aufgekommen, die lästigen Haare wuseln über die Gesichter.

– Da schau, deutet Eva auf den Strand, und überzogen von Algen, besetzt mit Dutzenden kleinen schwarzen Seeigeln, liegt dort ein zerbrochener Spiegel in einer Lacke. Das zersplitterte Glas, gefasst von weißem Plastik. Wie ein Auge, das zum grauen Himmel blickt.

– Ich rufe Lola a-an!, ruft Eva in den Raum und geht zum Telefon, während ich die Spooters wasche. 57 Stück haben wir, das ergibt für jeden sechs bis acht Stück, je nachdem, wie viele kommen, perfekt. Ich schaue die Vorräte durch, es fehlen Getränke und der essentielle Cider. Zwei Minuten später sitze ich im Auto, die Zeit wird knapp. Die Straße führt sieben Kilometer am Meer entlang, um dann über ein paar Schleifen über den Gebirgsgrat der Insel zum Hauptort abzukürzen. Rechts von mir das Wattland, das frei vom Wasser daliegt, links von mir die sanften grünbraunen Hügel, durchsetzt mit ein paar hellen Felsbrocken. Graue Wolken stehen tief, wie an den Bergen des Hauptgrates hängen geblieben. Es regnet für ein paar Minuten, hört auf, regnet wieder, dazu scharfer Wind. Wie erwartet begegne ich keinem einzigen Wagen. Am Grat sehe ich über die paar Serpentinien zum Hauptort mit dem Hafen dahinter. Ich kenne die Kurven gut, ein Spiel von Beschleunigen, Abbremsen, Ein- und Auslenken. Die Insel ist ein Vogelschutzgebiet. An den felsigen Hochküsten nisten Hunderttausende Möwen und andere Vögel. An zweien der Strände leben ein paar Wochen im Jahr Seehunde. Schon in der Jungsteinzeit siedelten Menschen hier und hinterließen ihre Spuren. Spätestens Ende des 15. Jahrhunderts wurde auf der Insel der letzte Baum gefällt. Inzwischen gibt es ein paar bescheidene Versuche der Wiederaufforstung. Die Insel ist hauptsächlich von Graswiesen überzogen, auf denen ein paar Tausend Schafe weiden. Irgendwann vor Jahrhunderten wilderten Kaninchen aus, die hier – ohne natürliche Feinde – perfekte Bedingungen vorfinden und die Insel zu Tausenden besiedeln. Alle sechs bis sieben Jahre kommt es zur sogenannten Kaninchenpest, infolge derer die Kaninchenpopulation stark zurückgeht. Heuer ist so ein Jahr. Kaum

ein Nager zeigt sich. In den Wiesen findet sich alle paar Schritte ein abgenagtes, blankes Kaninchenskelett, dessen Weiß im feuchtsatten Grün der Wiese strahlt. Ich fahre am alten Schiffswrack vorbei, das seit 190 Jahren dort unten im Sand lehnt. Es ist ein kleines Segelschiff. Freilich sind alle Masten gebrochen und die Segel längst entfernt, es ist schon lange geplündert. Seit 90 Jahren steht das Wrack unter Denkmalschutz, weil seine Entfernung für die Verwaltung zu kostspielig sei, munkelt man. Das Grundstück dort ist zu haben, aber es findet sich kein Käufer, es führt keine Straße, nicht einmal ein Weg dorthin.

Der Hauptort besteht aus vier Gebäuden: dem Gasthaus, das gleichzeitig Post- und Internetstation ist. Direkt daneben der Shop mit der Tankstelle, betrieben von Peters Frau, die jeden Abend im Laden steht. Sie lebt mit Peter im nächsten Haus, einem adaptierten Steinhaus aus dem 17. oder 18. Jahrhundert. Direkt am Pier steht noch der Schiffsschuppen für Peters Fähre. Das Auto von Demian parkt vor dem Shop und ich parke daneben. Wie erwartet ist Demian im Shop und unterhält sich mit Mary, Peters Frau, am Kassentisch. Ich sammle meinen Einkauf – Bier, Wein und Cider – ein und stelle mich zu ihnen. Demian erklärt mit seinen ausladenden Gesten gerade die Anatomie und Funktionsweisen eines Botnetzes. Er arbeitet in seinem Steinhaus ein paar Kilometer von hier an Software, oder wie er es ausdrückt: Er testet Systeme. Nennt sich Researcher. Irgendwie kann er davon leben, von seinen Tätigkeiten irgendwo im Netz, an das er als Einziger auf der Insel mit einer eigenen Satellitenschüssel angebunden ist. Immer wieder will er uns überreden, uns mit Funkstationen, Routern und Kabeln an seine Satellitenschüssel anzuhängen, dann gebe es Internet für alle. Aber nieman-

dem hier ist das Internet so wichtig wie Demian. Mary hört Demian zu, und obwohl sie einiges Interesse für das Netz der Zombiecomputer hat, sind die Ausführungen von Demian doch viel zu detailliert für sie. Ich unterbreche Demians Redefluss und lade ihn und Mary zum Fest ein. Mary scannt die Preise in ihre Registrierkasse und lehnt die Einladung leider wegen Zeitmangel ab, dann nennt sie die Summe. Demian sagt zu. Alles wie erwartet.

Ein Fest soll es geben, weil Eva für ein halbes Jahr aufs Festland geht. Wir haben alle eingeladen, die wir da haben wollen, John, die McKenzys, die El-Kadis, Jeanne, den verrückten Demian und die Spanier. Und alle sind der Einladung nachgekommen, weil es eine willkommene Abwechslung zum Inselleben darstellt. White Album, Sergeant Pepper's Lonely Hearts Club Band, Revolver, die gesammelte Musik der Beatles. Johns Fischsuppe, er hat sie in einem riesigen Topf mitgenommen. Niemand kennt das Rezept, denn er will es niemandem verraten. Spooters in Cider herausgebraten. Ofenkartoffeln. Kartoffeln in Meerwasser gekocht, mit Salzkrusten überzogen. Käsesahne. Spanischer Tinto. Schottischer Whiskey. Arabische Minze. Jeder hat was mitgebracht. Wir ziehen alle Register. Die alkoholabstinenten El-Kadis mit den Kindern ziehen sich bald zurück, und das Fest wird nun noch alkoholischer, verrauchter und lauter. Der alte Konflikt zwischen John und Lola flammt wieder auf, beide fallen immer wieder ins Englische beziehungsweise Spanische, um einander ihre Argumente vermeintlich besser zu erklären. Die Geschichte des Empires, die eines großen Menschenfressers und Ausbeuters. Die modernen Werte, die Freiheit, die Demokratie, der Fortschritt werden ins Feld geführt. In Indien erfasste der Zensus von 1901 nach

Kasten, die Briten verstärkten dadurch das alte System. Der *kurz gebaltene Bericht* von Bartolomé de Las Casas an Karl V. Der Ausrottung der nordamerikanischen Indianer das spanische System der Vermischung gegenübergestellt: es gibt immer noch Mayas und Nahuas. Das Leben der Indígenas de América, der Native Americans in den USA, im Kontrast zu Bolivien, Mexiko, Ecuador usw. Schließlich verlieren sich die beiden wieder im Falklandkrieg. Ich nutze die Gelegenheit, in den Schuppen und dann ins Wohnzimmer zu gehen und den Ofen anzuheizen. Sind wir alle auf der Insel wie gefangen, sind wir gleichzeitig doch wie geschützt vor den Diskussionen, Politiken und Bedrohungen des Festlandes. Dafür liefern wir uns den Gezeiten, Stürmen und Stimmungen nicht nur der Insel, sondern auch jenen der paar Bewohner untereinander aus. Wir kennen uns alle gut, eigentlich zu gut. Das Dutzend Autos auf der Insel wird nie abgesperrt, sogar die Zündschlüssel stecken, weit würde ein Dieb damit nicht kommen, denn die Insel ist klein, und Peter, der die Fähre zur Hauptinsel betreibt, kennt natürlich auch wie wir jedes Auto.

Wie so vieles hier stammt das meiste Holz aus dem Meer. Jeden Tag führen mich meine Spaziergänge die Strände entlang, und jeden Tag sammle ich Treibholz, schleppe es zum Schuppen, wo es trocknet. Oft sind es vom Meer schon entrindete Äste, Wurzeln, manchmal finden sich ganze Paletten, irgendwo da am Horizont, wo sich das Festland abzeichnet, ins Meer geworfen. Mit der Axt zerhacke ich eine Verlustpalette, den Keil der Schneide weit in eines der Stellbretter getrieben, spaltet sich das Brett mit einem knarrenden Geräusch und löst sich vom Unterbau. Ich lehne die Holzteile an die Wand und trete sie

mit gezielten Tritten meiner schweren Schuhe entzwei. Seit Eva mir ihre Entscheidung mitteilte, aufs Festland zu gehen, um dort ein halbes Jahr einem schlecht dotierten Job in ihrem Fachbereich Keltische Literatur nachzugehen, bin ich aufgewühlt. Voll mit schlechten Ahnungen. Wie blind, weil meine innere See so dreckig aufgewühlt ist durch den Sturm, und dadurch sprachlos. Das Weichholz wird das Feuer entfachen, und die knorrigen Äste und Wurzeln, aus wesentlich härterem Holz, werden von ihm angesengt und ihr Feuer wird das Wohnzimmer nach und nach erwärmen. Die Asche im Ofen ist warm, es finden sich noch von gestern ein paar rot glühende, verkohlte Holzbrocken.

In der Küche hat die Stimmung umgeschlagen. Wie ratlos sind alle, als sie Demian zuhören, der von seinem Smartphone abliest: Bisher gab es zweiundvierzig Tote. Die Behörden erwarten noch wesentlich mehr. Es gab acht Attacken. Und eine Geiselnahme in einem Hotel, die noch läuft.

Er liest weiter, hält inne, blickt zu den anderen auf und sagt: Sie stürmen gerade das Hotel.

Die anderen blicken auf ihn, im Halbrund um den Tisch, auf dem das Smartphone liegt, daneben Demians rechte Hand, die sich dort aufstützt. Nur Jeanne sitzt abseits im Sessel und raucht.

Auf meinen Vorschlag begeben wir uns ins Wohnzimmer zur Ofenwärme und zum Fernseher.

Im Rücken knackt das Ofenfeuer vor sich hin, während am Fernseher das Bildfeuer flackert, von uns allen mehr oder weniger fixiert wie ein Lagerfeuer. Eine Sonder-
sendung des Informationssenders bringt hektische Inter-

views von Korrespondenten, Experten, Journalisten. Im Hintergrund läuft ein Videoloop von CNN, in das Informationstexte eingeblendet werden, die oft aktueller sind als die Aussagen der Korrespondenten, Experten, Journalisten. Während der Korrespondent vor Ort nicht sagen kann, ob die Polizei im Gebäude ist (er ist Hunderte Meter entfernt und sieht nur Dutzende bereitstehende Rettungswagen, er berichtet, wie vor zehn Minuten alle Wagen das Blaulicht eingeschaltet haben), da blendet CNN gerade ein: Police entered building. Many dead. Dutzende Polizeibusse, Rettungswagen und Feuerwehrautos im Bild. Flackerndes Blaulicht. Immer wieder der Schnitt zu einer Häuserfront, ganz ruhig im Schein der gelblichen Straßenlampen.

– Na man sollte sie alle ..., spricht John wie im Affekt und stockt plötzlich.

– Was? Demian führt seine Hand an die linke Halsschlagader und dann ruckhaft den Zeigefinger quer über den Hals.

– Etwa das?

– Das machen sie selber ja auch.

– Das hilft uns aber nicht. Die Ursachen müssen erforscht werden. Was treibt die Jugendlichen in den Terrorismus?

– Sozialarbeiter auf Terroristen ansetzen? Oder Priester? Gemäßigte?

– Jetzt muss es Krieg geben! Das ist nichts anderes als eine Kriegserklärung! Sie wollen den Krieg: sie kriegen den Krieg.

– Nein, der Krieg muss beendet werden! Wir sind schon lange mitten drinnen.

– Naja, jetzt gibt's mal als Erstes Ausnahmezustand für uns.

– So lange das Erdöl so unsere Industrien bestimmt, so lange wird um das Erdöl gekämpft werden. Wir müssen

zu sauberen, wiederverwendbaren Technologien wechseln. Die Umweltfrage lässt sich auf die soziale Frage zurückführen.

– Aber wir müssen die Terroristen jetzt stoppen. Mit Polizei, dem Militär und Grenzkontrollen.

– Wisst ihr, was das beste Mittel gegen den Terrorismus ist?, fragt John in die Runde, die keine Antwort findet, weil John sie schon vorgibt, indem er aufsteht, zum Fernseher geht und ihn ausschaltet: Ihn einfach ausschalten.

Alle lachen.

Schon morgen bricht Eva aufs Festland auf. Ihre Entscheidung, dorthin zu gehen, stürzt mich in eine Ohnmacht. Hat mich überrumpelt. Ich weiß, dass diese Entscheidung nicht, wie wir allen erzählen, für ein halbes Jahr gilt. Sie ist endgültig. Wir trinken viel und unsere letzten Stunden verschwinden im Rausch. Bleierner Schlaf. Die Atmosphäre am Morgen ist dünn, angespannt, fast still. Beide sind wir zittrig. Es ist kalt, im Raum steht noch der Rauch des gestrigen Abends. Obwohl wir miteinander sprechen, sagen wir uns nichts. Noch einen Kaffee? Noch ein Semmel? Etwas Unausgesprochenes in der Luft, wir wissen es beide, aber belassen es so, wodurch es immer mehr anschwillt. Endlich der Abschied am Steg, wir vereinbaren ein Telefonat, umarmen uns, winken. Eva geht schnell zum Schiff, sie läuft fast. Auf der Fähre winkt sie mir zurück. Das Schiff verschwindet in der Nebelwand vor dem Festland. Ich blicke in das Grau, lang.